

Nr. 268. Bromberg, den 21. November 1935

Am Brunnen vor dem Tore

ROMAN UM EIN LIED VON PAUL HAIN.

(2. Fortsetzung.)

Die kleine Annemarie von Repkow ahnt wohl nicht, was dieser junge Leutnant an Energie aufbringen muß, um sich auf den Beinen halten zu können, da er nun aufgestanden ist. Kräftig greift sie ihm mit ihrer kleinen Hand unter den Arm. Nero geht mit erhobenem Kopf nebenher. Und langsam, Schritt für Schritt, führt Annemarie den Verwundeten dem Repkowhause entgegen.

Nero aber ist völlig „im Bilde". Er rast, kaum durch die Einfahrt im breiten Anfahrtsweg angekommen, hinunter zwischen den raunenden Pappelreihen und — schlägt Krach. Er hat eine gewaltige Stimme, der Nero, und man müßte schon die Ohren verstopft haben oder einen Riesenkater ausschlafen, wenn man sein Gebell nicht hören würde.

Aber inzwischen ist unter dem Gesinde doch der und jener wach geworden, und da taucht auch schon der alte Schmersow auf in klappernden Holzpantinen und die Drillichjacke über der bloßen Brust. Und steht dann sekundenlang still, als er die Baronesse und den fremden, hochgewachsenen, schmalen Offizier auf dem Wege sieht. Einen Augenblick glaubt er, er sähe nicht recht. Das da könnte nie und nimmer Wirklichkeit sein. Eine verrückte Spukerscheinung, vor der Nero ausgerissen sei!

Aber dann ist da die Stimme der Annemarie von Repkow und diese Stimme kann kein Spuk sein. Die kennt er. Und diese Stimme sagt:

„Helfen, Schmersow. Ein verwundeter Leutnant von den freiwilligen Jägern. Rauftragen, Schmersow. Ins kleine Fremdenzimmer im ersten Stock — das ruhige, nach dem Blumengarten zu. Nicht fragen, Sie sehen doch."

Ja, Schmersow sieht! Er sieht, wie der schmale Leutnant einmal mit dem Kopf ruckt und dann drauf und dran ist, mit einem gestöhnten Fluch auf den Lippen in den Sand zu fallen. Die Annemarie kann ihn nicht mehr halten. Da springt er bereits zu. Noch rechtzeitig genug, um ihn aufzufangen.

Und dann trägt er den Leutnant die Stiege hinauf in das angewiesene Zimmer. Dann bereitet er das Bett, und Annemarie geht ihm dabei zur Hand, eine Magd wird gerufen, Wasserschüsseln klappern, sauberes Verbandzeug kommt heran.

Und es wird wieder ruhig.

Kein Wort hat Schmersow gefragt. Auch nicht, als Annemarie von Repkow die Magd wieder fortschickt und allein bei dem Kranken bleibt. Einer muß ja wohl bei dem bleiben. Der hat schon wieder zu fiebern begonnen.

Ja, da muß wohl einer bei ihm sein und Umschläge machen. Einen Doktor kann man ja erst am Morgen aus der nächsten Stadt holen — wenn man hinkommt. Und wenn die Annemarie durchaus einen fremden, zerschossenen Leutnant pflegen will, so kann sie das halten wie sie will, denkt Schmersow. Aber er spürt dabei doch einen mächtigen Respekt vor der kleinen Baronesse. Der Himmel mag wissen, wo und wie sie diesen Offizier aufgefunden hat.

Er findet keinen rechten Schlaf mehr in seiner Kammer. In zwei Stunden wird der Morgen grauen. —

*

Frau von Repkow hat einen guten und gesunden Schlaf. Keine Ahnung hat sie davon, daß ihr Haus in der Nacht einen Gast erhalten hat. Und als sie es erfährt, mit allen näheren Umständen, kann sie eine ganze Weile nur den Kopf schütteln.

„Kind", sagt sie, „Kind . . .", und streicht Annemarie über das braune, um das Stirnband immer widerspenstig gekrauste Haar. „Was sind das für Sachen."

„Er schläft jetzt", antwortet Annemarie sachlich. „Und nach dem Doktor habe ich schon geschickt. Er kann in zwei Stunden hier sein."

„Du mußt doch hundemüde sein, Kind?"

„Keine Spur, Mutter. Soldaten dürfen auch nicht müde sein und können nicht schlafen, wenn Not am Mann ist."

Dagegen ist nichts zu sagen.

Aber neugierig ist Frau von Repkow doch. Und also geht sie in das Zimmer hinauf, in dem der Verwundete schläft. Vorsichtig nähert sie sich dem Bett.

Er schläft noch immer, wenn auch unruhig und manchmal leise, unverständliche Worte vor sich hinraunend. Aber da kann man ja vorerst nichts machen, man muß erst den Medikus hören.

Was für ein junges Gesicht, denkt Frau von Repkow. Er wird kaum zwanzig Jahre alt sein und hat schon Falten um den Mund und über der Nase. Ein schmales, jungenhaftes Gesicht. Und schon ein tapferer Soldat, der sein Blut für die neue Freiheit vergossen hat.

Ihr Blick schweift zu den Uniformstücken, die die Magd inzwischen gesäubert und ordentlich an einen Haken gehängt hat. Ob man nicht in den Taschen nachsehen sollte, wer der Verwundete ist?

Nein, er wird ja aufwachen. Und er wird hoffentlich gesund werden. Er wird selber sagen wollen, wer er ist. Was tut das auch schon? Er ist ein Soldat des Königs, das genügt.

Und man muß beten, daß es nicht so schlimm mit ihm steht.

Als Frau Jutta sich umwendet, um das Zimmer wieder leise zu verlassen, steht Annemarie auf der Schwelle und blickt zu dem Schlafenden hinüber. Es ist ein stiller, zärtlicher Blick, wie ihn Frau von Repkow noch nie an ihr bemerkt hat.

Sie erschrickt unwillkürlich ein wenig. Dann lächelt sie.

„Er wird gewiß gesund werden, Kind."

„Das fordere ich auch vom Schicksal, Mutter", sagt Annemarie ernsthaft.

Zweites Kapitel

Der Doktor Leopold Gisander, der nun schon ein Menschenalter lang die Leute hier in der Gegend kuriert, hat ein so zerknittertes Gesicht, daß er wie eine Alraune aussieht. Darum weiß man auch nie recht, ob er weint, lächelt oder lacht, ernst oder heiter ist oder sonstwie sich in

einer bestimmten Gemütsverfassung befindet. Er sieht eben immer zerknittert aus.

Und also ist ihm auch nicht anzumerken, was er von dem Gesundheitszustand des Kranken hält, nachdem er ihn untersucht hat.

Lungenschuß hat er festgestellt. Dazu einige Fleischwunden, Kratzer und Quetschungen.

„Muß eine tolle Keilerei gewesen sein", brummt er. „Allerhand, was so ein junger Kerl aushalten kann. Dabei ist er gar nicht mal kräftiger Konstitution — hehe."

Dann gibt er Frau von Repkow seine Anweisungen für die Pflege des Kranken. Annemarie steht daneben.

„Sehr schlimm, Herr Doktor?" fragt sie.

„Das weiß man immer erst nachher", knurrt er bissig, wie es seine Art ist. „Einer ist stark wie ein Bär, ritzt sich an einem Nagel und geht zwei Tage später drauf. Ein andrer ist dürr wie 'ne Hungerziege, wird wie 'n Sieb durchschossen und geht vier Wochen später in die nächste Bataille. Man erlebt das jetzt so oft. Es kommt viel auf die innere seelische Stärke an, meine liebe Baronesse. Na — und die haben ja unsere Freiwilligen!"

Inzwischen hat man auch noch mehr Spuren von dem nächtlichen Renkontre gefunden: zwei tote Franzosen und drei zusammengeschossene Gäule, von denen einer wohl dem kranken Jägerleutnant gehört haben mag. Und es ist wohl kein Zweifel, daß da zwei Patrouillen in der Nacht aufeinandergestoßen sind.

Annemarie läßt es sich nicht nehmen, trotz des Einspruchs der Mutter, den Patienten auch weiterhin zu betreuen, wobei sie allerdings mit einer der Mägde abwechselt. Sonst wäre es wohl doch zuviel gewesen.

„Ich habe ihn aufgefunden, Mutter", sagt sie. „Nun darf ich mich nicht vor einer Pflicht verstecken."

Am fünften Tage läßt das Fieber nach. Es sind fünf verteufelt schlimme Tage gewesen. Am sechsten sinkt das Fieber rasch, und Doktor Gisander sagt trocken:

„Kommt durch, der Junge. Ja, ja, die Freiwilligen. Ist doch eine verdammt dickfellige Gesellschaft. Zäher als Napoleons Grenadiere."

Dann kommt der Augenblick, wo der Kranke zum erstenmal wieder klar um sich blickt und seine Pflegerin erkennt. Und das ist nun ein sehr sonderbarer, erschreckender und spannungsvoller Augenblick. Annemarie strömt die Röte bis in die Stirn unter die gekrausten Locken, und die Augen des Leutnants sind blank vor Staunen.

Ein mattes Lächeln geht um seinen sehr schmal gewordenen Mund, als er nach Annemaries Hand faßt.

So sehen sie einander eine Weile stumm an. Die Stirn des Kranken kraust sich wie unter mühsamem Nachdenken.

„Also doch noch auf der schönen Erde?" flüstert er.

Annemarie nickt, während das Blut aus ihrem Gesicht verebbt.

„Sie sind über dem Berg, Herr Leutnant. Aber sprechen Sie nicht. Es strengt Sie nur an. Was zu Ihrem Besten nötig ist, geschieht schon. Sie müssen sehr vernünftig sein."

Das Gesicht des Liegenden erhellt sich, die Stirn entspannt.

„Ich weiß, Sie haben mich gefunden — damals. Gestern — ja? Oder war es in der Nacht? Ja, es war dunkel."

„Vor sechs Tagen, Herr Leutnant", sagt Annemarie leise.

„Hoho!"

Er will sich aufrichten, aber das geht ja noch nicht. Geht noch lange nicht.

„Und wenn Sie nicht still sind, kommt das Fieber wieder und es geht vielleicht doch noch böse aus."

„Vor sechs Tagen?" flüstert er maßlos erstaunt. „Und so lange haben Sie mich — ja, wo bin ich denn? Es strengt gar nicht an, das Sprechen. Nein, keine Spur."

Sein Blick geht durch das Zimmer. Vor dem Fenster leuchtet das grüne Laub eines Apfelbaumes. und rötlich schimmern die prallen Früchte darin. Ein Stück blauer Sommerhimmel steht daneben, und drunten im Garten flöten und zirpen die Vögel.

„Es ist doch Krieg?" sagt der Kranke. Hier aber klingt es nach Liedern."

Ganz versonnen starrt er zum Fenster hin und blickt dann wieder auf Annemarie wie auf ein Wunder.

„Erzählen Sie nur, bitte. Es ist besser für mich, wenn ich weiß, wo ich bin. Es macht ruhiger."

Langsam zieht er seine Hand zurück.

„Ich weiß schon — auf der Nachtpatrouille hat's mich erwischt. Wir waren nur drei Mann — die Franzmänner waren in der Überzahl. Trotzdem — wir haben's ihnen gegeben. Und wenn mein Pferd nicht gestürzt wäre —"

Er stockt.

Annemarie erzählt schnell, wie sie ihn gefunden habe und wo er sich nun befinde. Stumm hört er zu. Sein blasses Gesicht bekommt einen Hauch von Farbe.

„Und Sie sind also die Baronesse von Repkow?" murmelt er, als sie nichts weiter zu sagen weiß.

Sie lächelt heiter.

„Ja, Annemarie von Repkow. Muß ich nun auch noch sagen, wie alt ich bin?"

Wie verzaubert blickt er sie an. Dann lacht er leise und vergnügt, und wenn es auch nicht gerade laut und ausnehmend lustig klingt, denn dazu reicht der Atem denn doch noch nicht, so ist doch schon etwas von jugendlicher Unbekümmertheit darin.

„Und ich heiße Müller. Ganz einfach Müller. Wilhelm Müller, Leutnant bei den freiwilligen Jägern. Falls Sie's nicht schon wissen —"

Nein, Annemarie hat es noch nicht gewußt.

„Als Student von der Hochschule weggelaufen, als der König rief — im Winter", setzt er noch hinzu. „Das Regiment wird mich vielleicht für tot halten. Wir stehen — wir standen in der Nähe von Großbeeren, wenn Sie veranlassen wollten —"

„Nun aber genug für heute", unterbricht ihn Annemarie besorgt, da sie merkt, wie ein unruhiger Glanz in seine Augen kommt und sein Sprechen fahriger wird. „Es wird alles besorgt werden, und nun müssen Sie wieder schlafen, und ich muß Sie allein lassen."

„Aber Sie kommen wieder?" fragt er bittend.

„Wenn Sie jetzt sehr brav sind, Herr Leutnant Müller."

„Wilhelm", nickt er nicht ohne schalkhafte Munterkeit. „Dann bin ich natürlich brav."

Annemarie erhebt sich vom Stuhl und huscht zur Tür. Aber bevor sie sie hinter sich schließt, steckt sie noch einmal den Kopf durch den Spalt und ruft mit ihrer leisen, weichen Stimme zurück:

„Schlafen Sie recht gut. Morgen sind Sie schon wieder ein Stück gesünder.

Sein Blick glänzt auf.

Noch lange starrt er dann gegen die verschlossene Tür.

„Annemarie von Repkow", murmelt er, „das klingt wie ein Lied. Jawohl, ich werde mich beeilen mit dem Gesundwerden."

Und der Leutnant Müller streckt und dehnt sich wohlig in den Kissen und schließt die Augen. —

*

Ja, da liegt man nun also wirklich in einem anständigen, sauberen Zimmer in einem richtigen großen Herrschaftshause, das einem Herrn von Repkow gehört. Da liegt man nun schon über eine Woche. Es ist beinahe so, wie man sich das früher mal, als man als kleiner Junge in der schönen Heimatstadt Dessau träumend durch die Gassen wanderte, so oft gewünscht hat.

Da hat man so oft vor dem alten Schloß des Fürsten Leopold, des „alten Dassauer", gestanden, der da hundert Jahre früher gehaust hat, und sich die Nase am eisernen Gitterwerk plattgedrückt, um in den wunderschönen Garten mit seinen gepflegten Wegen zu sehen. Zu Hause ging's ja kümmerlich genug zu. Und da hat dann der kleine Wilhelm Müller geträumt, wie es wäre, wenn man auch einmal durch so einen wunderschönen Garten spazieren könnte und in so einem großen, verwirrend großen Hause wohnen würde.

Nun, es ist nichts damit geworden. Man hat als Junge bescheiden gelebt und als Student den Bauchriemen noch enger geschnürt. Aber das hat nicht gehindert, daß man dabei immer lustiger Dinge blieb. Und das Träumen konnte einem ja niemand verbieten, und die schöne Gotteswelt gehörte ja allen, Gott sei Dank. Also auch ihm, dem Studenten Müller. Und was konnte es eigentlich noch Schöneres geben, als beispielsweise unter einer grünen Hecke oder an einem Bächlein zu liegen und dann zu spüren, wie es mit einemmal in einem zu singen und klingen begann und Zeilen und Verse aufwachten die zu Liedern wurden?

Das wäre ja nun eigentlich kein Lebensberuf, hat er sich selber oft gesagt. Lieder, mögen sie noch so schön klingen, kann man nicht essen, man kann sie nur singen. Und auch nicht mal mit knurrendem Magen, nein.

Also muß man doch wohl weiter und ernsthafter studieren.

Da geht plötzlich ein Dröhnen und Poltern durch die Welt. Napoleons sieggewohnte Armeen sind von den russischen Schneesteppen vernichtet worden. Der Koloß wankt. Der preußische General York hat die Konvention von Tauroggen geschlossen — Hochverrat? Oder der erste Schritt zur Freiheit? Und dann fliegt des Königs Aufruf an sein Volk durch all Städte und Dörfer wie ein Fanfarensignal: Zu den Waffen, wer die Freiheit liebt!

Die Kriegsfackel flammt auf.

Und ein Hundsfott, wer da mit zwanzig Jahren noch Scharteken staub schlucken oder sich hinter den warmen Ofen klemmen würde. Da schmeißt man eben alle Gelehrsamkeit in die Ecke, da rennt man mit tausend anderen Kommilitonen zu den Kasernen und wird Jäger! Da rennt man in Gefechte und Schlachten, da kampiert man bei Wachtfeuern, da drischt man sich mit Hurra mit den Rothosen herum, daß es eine Lust ist, da singt man keine sanften Lieder mehr, da ist man ganz einfach Mann und Soldat und Teil einer großen, begeisterten Gemeinschaft, die Volk heißt und nach Freiheit schreit und dafür das Blut verspritzt.

Und da ist das alles auf einmal vorbei — und nun liegt man doch sogar schon in einem wunderschönen Garten mit gepflegten Wegen und Blumenrabatten und einem kleinen Schloß, dessen Fenster in der Sonne blitzen. Da liegt man, denn man beeilt sich wirklich mit dem Gesundwerden, in einem langen Stuhl und horcht nach dem Hause hin, wo die Fenster des Musikzimmers offen stehen und unter den kleinen Händen der Annemarie von Repkow sanfte Melodien in den sommerlichen Garten hinausflattern.

(Fortsetzung folgt.)

Auftrag erfüllt.

Kriminalskizze von Joachim Seegert.

Die Offiziere des Militärpostens saßen in dem Hotel des Italieners. Es war ein Hotel für dortige Begriffe — das größte Gebäude unter den fünfzig Lehmhütten, und enthielt ein paar Räume, wo die Reisenden ihre Hängematten anschnallen konnten.

Das kam indes selten vor. Nach Westen und Osten waren es jeweils hundert Kilometer bis zur nächsten Siedlung, und kaum jemand hatte Interesse daran, diese Plätze zu besuchen. Nach Norden und Süden aber gab es gar keine Verbindung mit der übrigen Welt. Ungangbare Wälder wechselten mit öden Gebirgszügen und Sumpfland ab. Jedoch gerade diese Lage an der einzigen Straße gab dem Ort seine Bedeutung.

Hier lag der Militärposten. Er war gewissermaßen der Hebel einer Falle, die je nach Bedarf zuschnappen konnte. Und diese Bereitschaft war nötig. Denn wenn schon jemand die Beschwernisse dieser Wege auf sich nahm, so mußte er seine Gründe dafür haben. Es handelte sich meist um Gründe, die den Zwecken des Staates genau entgegengesetzt waren.

Man hätte den Posten auch dicht an die Grenze legen können. Aber es gab dort keine gleich günstige Möglichkeit, die Straße zu sperren.

Die Offiziere fluchten über das Kommando. Doch sie mußten sich mit den zwölf Monaten ihrer Verbannung abfinden. Zu tun gab es kaum etwas. Wenn man es richtig bedachte, überhaupt nichts. So konnten sie denn darüber nachdenken, warum man gerade sie hierher gesetzt hatte.

Es waren durchaus keine Verdienste, derenthalben sie hier saßen. Und die vierzig Mann hatten auch ausnahmslos etwas auf dem Kerbholz. Da man sich also gegenseitig in nichts nachstand, belästigte man sich auch nicht mit Dingen, wie der Dienst sie bringt. — Die Leute waren stolz, Soldaten der großen Republik zu sein und hier die Staatsgewalt zu verkörpern. Und doch möchte ich jeden bedauern, der jemals in ihre Hände oder die ihrer Nachfolger fallen sollte, damit sie an ihm ihre Pflicht vollzögen . . .

Die heiße Dezembersonne der Tropen brannte durch die Wände hindurch, schon jetzt, am frühen Morgen. Vor einer halben Stunde war man vom Morgenbad am Wasserfall gekommen. Nun saß man und wartete, daß der Bursche des Hauptmanns das Eis brachte, auf einer kleinen Handmaschine allmorgendlich hergestellt. Eigentlich ein unerhörter Luxus hier in der Einöde. Aber man hatte sich daran gewöhnt. Und es war auch das einzige, daß man sich zweimal am Tage ein Stück Eis in den brühwarmen Zuckerrohrschnaps warf, mit dem man seine Lebensgeister auffrischte . . .

Ein Leutnant war am Gewinnen, und wie er seinen Teil vor sich zusammenschob, fluchte er unbekümmert um seinen Hauptmann vor sich hin, daß ein Vollmatrose, der zwanzig Jahre vor dem Mast gefahren war, vor Scham über Bord gesprungen wäre.

Der braune Soldat, dem die Flüche gegolten hatten, trat gleichgültig ein und stellte eine halbierte Kalebasse mit dem körnigen Eis auf den Tisch. Dann sagte er ohne Hast: „Im Corral des Dom Porfirio ist heute nacht ein Ochse abgestochen worden. Die Keulen sind fort. Frische Spuren der Täter führen nach Westen."

Ein Grunzen ließ der Hauptmann hören, das in ein unverständliches Gemurmel ausklang; dann ergriff er die Karten, um sie neu zu mischen.

Noch dreimal hatte man aufgelegt, die Gläser ebenso oft geleert, als sich der Hauptmann erhob, seine Stiefel und den Rock anzog und kurz sagte: „Gehen wir!"

Dann standen sie an der Stelle in Dom Porfirios Koppel, wo der Ochse von unberufener Hand hatte sterben müssen . . .

Lange sprach keiner ein Wort. Man hatte ja auch Zeit, hier im Lande der Geduld, der Ruhe. Alle wußten ja auch, was geschehen war und was kommen würde. Man hatte eigentlich schon täglich damit gerechnet. Wie die letzte Stafette gemeldet, war ein langgesuchter Verbrecher aus der Hauptstadt entkommen, der nun diesen oder einen anderen Weg zur Grenze nehmen würde.

Der tote Ochse bewies, daß der Flüchtling hier durchgekommen war. Niemand anderes konnte den Ochsen geschlachtet haben. Diebe gab es hier nicht. Wer Hunger hatte, sagte es und bekam zu essen.

Also war es der Gesuchte. Der Nachrichtendienst versagte nie, und wer ihn kannte, hätte eher versucht, über den Ozean zu schwimmen, als hier durchzukommen. Aus der Tatsache, daß es der Gesuchte war, den die Regierung festgenommen oder sagen wir unschädlich gemacht zu sehen wünschte, ergab sich, daß man ihm jetzt nachsetzen mußte. Da dies aber im Sattel, unbequemes Suchen, unter Umständen Durst und Moskitoplage bedeutete, war klar, daß Leutnant Abilio, der Jüngste, den Auftrag bekam . . .

Und der sagte auch kein Wort, als er sich zwei Leute aussuchte und seine Satteltaschen packte.

Dann trabte die Patrouille an der letzten Lehmhütte vorbei. Schließlich freute sich doch jeder der Drei, daß etwas Abwechslung in das ewige Einerlei kam.

Strapazen waren sie gewöhnt. Wie der Jäger, den ein Ziel alles ertragen läßt.

Am Tage war es zwecklos, nach dem Flüchtling zu suchen, wenn sie auch mit geübten Augen die Spuren seines Pferdes vor sich verfolgten. Sah er sie von weiten kommen, so war es ein leichtes für ihn, seitab zu reiten und sie vorbeizulassen. Ritten sie aber des Nachts, so mußten sie unweit vom Weg das Feuer glimmen sehen, an dem er sein Nachtmahl bereitete. Er wußte ja nicht, daß man ihm auf den Fersen war.

So ritten sie aber die Nacht hindurch, und als der Morgen in ihrem Rücken aufstieg, kletterten sie müde aus den Sätteln . . .

Es war der zweite Morgen. Als man sehen konnte, war das erste, was der Leutnant tat, daß er absprang und den Boden untersuchte. Er wollte wissen, ob der Flüchtling vor ihnen war oder ob sie ihn schon überholt hatten. Schweigend ging der Leutnant viele Meter mit gesenktem Kopf neben seinem Pferd und suchte den Boden ab.

Da rief der Soldat, der als dritter ging: „Vor uns!" Und er zeigte auf den winzigen Eindruck auf einem Büschel Gras, wo die Halme wie im Kreis gebrochen waren.

Als der Leutnant sich aufrichtete, befahl er: „Absatteln!" Wieder eine Tagesrast mit Essen, Schlafen und Erwachen am Abend. Wieder schwangen sich die Reiter in den Sattel und ritten in die Nacht.

Stunden verannen. Da sah das wache Auge eines Soldaten, weit voraus, in der Dunkelheit doppelt sichtbar, einen fahlen Schein zwischen den Stämmen.

Nur ein Sprung seines Pferdes nach vorn, und leise wies er dem Führer die Richtung.

„Umkehren." Nach einigen hundert Metern leise Worte: „Carlito hält die Pferde. Du kommst mit."

Leise knackten die Sicherungsflügel an den Karabinern. Dann hörte man nichts mehr. Näher glitten die Männer dem Feuer. Dann sahen sie. Da vor ihnen hantierte ein Mann mit einem Stück Fleisch und schlang gierig die Bissen hinunter, wie der Mensch ißt, wenn er sich unbeobachtet glaubt. Mit dem Handrücken wischte er über den Mund und schlürfte dann aus einer dampfenden Blechkanne einen Trunk. Wenn es in dem Gehirn des Leutnants noch Zweifel gab, ob es der Gesuchte war, so nahm er deshalb nur etwas tiefer Visier auf die Hüfte des Mannes vor ihm. Das Aufflackern eines Scheites gab ihm gutes Abkommen . . .

Dann peitschte der Schuß durch die Stille. Aufheulend ließ der Getroffene den Knochen fallen und riß den Revolver hoch. Aber die Hand blieb auf halbem Wege liegen — auf dem Einschuß, der die Hüfte zerschmettert hatte. Wimmernd sank der Mann zu Boden.

Eine Karabinerkammer rasselte repetierend in den Büschen. Dann knackten Zweige, und die Verfolger traten in den Lichtschein.

Wütend wollte die Faust des am Boden Liegenden den Revolver hoch reißen, aber mit einem Aufschrei glitt sie zurück.

„Du bist Guetulho Garimpo. Gib es zu!" Frohlockend und doch abwartend klang die Frage.

„Fahr zur Hölle, du Halunke!" war die Antwort, und dann krachte es zum zweitenmal.

Mit einem Wort des Bedauerns trat der Schütze an den Getroffenen. Zur Unkenntlichkeit hatte das Geschoß die Züge zerrissen. — — „Aber warum hat er ein Ohr?" sagte der Leutnant. Ruhig zog er sein Buschmesser über die Wange des Toten. Er nahm das Ohr mit als Beweis des erfüllten Auftrages für den Hauptmann.

Auf dem Rückmarsch, bei dem sie das Pferd des Flüchtlings mitnahmen, hielt der Leutnant eine Instruktionsstunde ab: „Hätten wir ihn lebend gefangen, so müßten wir jetzt auf ihn aufpassen. Wer weiß außerdem, ob er nicht einen von uns erschossen hätte?"

Das Fernrohr.

Von Karl Bulcke.

Mein Großvater in Danzig, 1800 geboren, war ein Schiffsreeder und, außer manchem anderen noch, der Sterngucker mit mystischem Zwang verschworen. Anlagen solcher Art, leidenschaftlich betrieben, scheinen erheblich zu sein. Zahlreiche Menschen meines Blutes huldigen dieser Sternguckerei noch heute; wenn ich nicht irre, aus liebenswürdig romantischen Gründen und weil es erhabene Dinge gibt, bei denen man sich nichts zu denken braucht. Mein Vater kam auf diese Leidenschaft erst mit ganz späten Jahren. Er überraschte uns eines Tages damit, daß er sich ein kostbares Fernrohr gekauft hatte.

Als meine liebe alte Mutter, sie lebt in Weimar, schon sehr alt war, fragte sie einmal bei mir an, was ich mir zu Weihnachten wünschte. Meine Frau und ich überlegten hin und her.

Es mußte schon ein ehrlicher Wunsch geäußert werden, denn so war der Wille, doch aus guten Gründen durfte er nicht mit Kosten verbunden sein. Wir waren sehr stolz auf unsere Wohnung, die wir mit beiderseitig ererbtem Hausrat ausgestattet und durch Ankäufe von Jahr zu Jahr zu einem kleinen Museum ergänzt hatten. So schrieb ich der alten Mama zurück: Nach meiner Erinnerung befände sich zu Haus auf dem Boden ein ganz altes Fernrohr aus dem Besitz des Großvaters. Wenn ich dies Fernrohr haben dürfte, würde ich mich sehr freuen.

Das Fernrohr kam. Es war größer, als es in meiner Vorstellung gelebt hatte: Etwa eineinhalb Meter hoch, auf einen schweren Messingfuß montiert, vorn eine Kapsel, hinten eine Kapsel, von dünnfurniertem Mahagoniholz umkleidet und ganz erstaunlich lang, als wir die vielfach sich verjüngenden Röhren auseinanderzogen. Das Fernrohr paßte prächtig als Attrappe in unsere Wohnung.

Kam ein Fremder und sah sich unsere Habe an, so hieß es freundlich: „Ja, und dies hier ist ein Fernrohr aus der Biedermeierzeit."

Die Kinder waren halbflügge, meine Frau war verreist. Die Kinder verlangten stürmisch, zur Krummen Lanke zum Baden zu fahren, ich sagte zu, wir stiegen am Savignyplatz ein, nach der dritten Station merkte ich, daß wir im falschen Zuge saßen; ich mochte mich nicht auslachen lassen, sagte, ich hätte mir eine Überraschung ausgedacht und wir führen gar nicht zur Krummen Lanke; und als ich aufatmend las, daß wir in Treptow angelangt seien, erklärte ich freudig, nun sei die Überraschung da und hier sei eine Sternwarte. Doch zunächst würden wir irgendwo Pflaumenkuchen essen.

Doch kaum war der Pflaumenkuchen gegessen, als es in Strömen zu regnen begann. Wer nie kleine Kinder als Vater betreute, hat keine Ahnung. Die Kinder wurden unverzüglich ungebärdig, unfolgsam, aufsässig, Rebellenbande. Du hast uns hierher verschleppt. Wir frieren. Es ist ekelhaft hier. Her mit dem Mond.

Ich rief bei der Sternwarte an. Sie tröstete. Gegen halb neun würde sich das Wetter aufklären. So lange müßten wir eben warten. Wir gingen also in eine andere Wirtschaft, und ich bestellte in meiner Verzweiflung für die Kinder Hühnerfrikassee. Das half. Die Kinder aßen mit Wohlgefallen und warfen zu den Nachbartischen Bieruntersätze hinüber. Der Regen hatte aufgehört, wir kamen zur Sternwarte; wir sahen das Halbrund des Mondes, mit Kratern und verwirrenden Glanzlichtern. Den Kindern gefiel das ebensowenig wie mir. Das Gefühl bedrückte, ein totes, ausgebranntes Ödland zu sehen. Auch war die Sicht keineswegs gut.

Wir fuhren schweigend heim, die Jüngste lag halb schlafend an meiner Schulter. Zuerst ließ sie sich spöttisch vernehmen: „Ob wir wenigstens diesmal richtig fahren?" Und sagte dann, als ich dies bejaht hatte, lallend und mit langsam gesetzten Worten: „Wir haben doch zu Haus auch ein Fernrohr?" — „Ja, mein Kind."

Wir waren endlich daheim, der Junge wollte gleich zu Bett, die Jüngste war wieder wach, sie verlangte nach dem Fernrohr. Es half alles nichts. Das schwere Fernrohr mußte herbeigeholt, mit vieler Mühe am Fenster aufgebaut, mit seinen vielen Röhren auseinander gezogen und gerichtet werden. Die Sichel des Mondes stand blank und schön am Himmel. Und nun geschah das Wunder: Das Bild, das wir durch unser Fernrohr sahen, war kleiner freilich, aber weit schärfer als das Bild da drüben in Treptow.

Ich hatte einen guten Bekannten, der ein richtiger, ein wissenschaftlicher Sterngucker war. Ich teilte ihm den Sachverhalt mit. Er wollte nicht glauben, was ich ihm erzählte. Er kam, er prüfte. Dann machte er aufmerksam auf eine unscheinbare Gravierung auf der vordersten Röhre. „Was Sie da besitzen, stammt aus der Werkstatt von Fraunhofer. Was dieser große Physiker da geschaffen hat, ist in ähnlicher Vollendung nie erreicht worden."

Das Rohr mit der braunen Mahagoniverschalung steht immer noch in unserer Wohnung unter den Biedermeiermöbeln. Es wird in hohen Ehren gehalten. Neulich sagte Jost, daß er vom Balkon aus im Haus gegenüber durch das Rohr einem Menschen über die Schulter hinweg in dessen Buch gelesen habe.

Vielleicht irre ich mich. Vielleicht gibt es gar keine Vererbung der Sternguckerei. Doch die Fernrohre vererben sich. Darauf kommt es an.



Lustige Ecke



Erster Gedanke.

Lehrer Preibisch erklärte den Kindern den Begriff der fahrlässigen Tötung. Nannte Tat und Strafmaß. Und da er ein Freund von Beispielen war, griff er in das tägliche Leben. „Ihr werft euch auf der Straße mit Steinen", sagte er, „ich gehe zufällig vorbei, ein Stein trifft mich an die Stirn. Ich falle tot um. Was bekommt ihr dann?"

Die Klasse rief: „Drei Tage schulfrei wegen Todesfall des Klassenlehrers!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg